Lebacher Historischer Kalender

2004

11.Folge

Bräuche und Traditionen

Herausgegeben von der Volkshochschulke Lebach durch:

Hildegard Bayer

Lisbeth Kuhn Reichert

Egon Gross

Josef Heinrich

Benno Müller

Thomas Rückher

Vorwort der Autoren

Als wir den ersten Lebacher Historischen Kalender herausbrachten, der als Untertitel die Bezeichnung „1. Folge“ trug, fragte man uns, ob wir tatsächlich mehrere Ausgaben beabsichtigten. Nun liegt die elfte Ausgabe vor, und mit dem Thema „Brauchtum und Traditionen“ hat sich auch der Kalender selbst zu einer bescheidenen Tradition entwickelt.

Wenn wir an die verschiedensten Ereignisse, Personen usw. erinnerten, dann wird in diesem Erzählen deutlich, dass die Erinnerung etwas ist, das der Selbstvergewisserung dient. Wer sind wir Lebacher? Was macht das aus, Lebacherin oder Lebacher zu sein? Warum ist es so geworden, wie es war oder noch immer ist? Lebacher Bürgerinnen und Bürger können sich bspw. ihre Stadt ohne Mariä Geburtsmarkt nicht vorstellen, er gehört dazu, bis zu dem Lied „In Lebach es Maart...“ Gleichzeitig wird so das Lebensgefühl eines Einzelnen wie das der Gemeinschaft zum Ausdruck gebracht, der Einzelne kann sich ohne Gemeinschaftsbezug, ohne seine Stadt ja nicht als Lebacher, Saarländer usw. verstehen.

Traditionen, also geregelte, durch Alltagsgewohnheit oder durch Institutionen festgelegte Überlieferungen, bieten Orientierungen. Durch religiöse Feste wie Weihnachten, Ostern oder Fronleichnam wird ein Jahr gegliedert, wobei diese Feste durch besondere religiöse Bräuche geprägt werden. Feierliche Gottesdienste, das „Kleppern“ oder Prozessionen sind Ausdruck dessen, wie man sich als Angehöriger der katholischen Kirchengemeinde fühlt. Fastnacht, Kirmes oder der Lebacher Markt sind eher weltliche Orientierungspunkte in einem Jahr. Hochzeitsbräuche betonen entscheidende Tage im Leben von Einzelnen bzw. Paaren. Die Namen der einzelnen Flurstücke sind teilweise noch in Straßennamen erhalten, durch die großen Flurbereinigungen gehen aber viele dieser sprachlichen Überlieferungen (wie auch der originale Dialekt) verloren. Jedes Brauchtum ist deshalb Bestandteil unserer Kultur, die sich so durch Bestand, Verlust und Neues ständig verändert.

Die große Erfahrung des 20. Jahrhunderts ist aber gerade der Traditionsverlust durch die großen Brüche unserer Geschichte. Vielleicht haben die Saarländer allein durch die zweifache Zugehörigkeit zu Frankreich und die zweifach Rückkehr zu Deutschland diese Umbrüche intensiver erlebt als andere. Und wenn der Kalender Brauchtum und Traditionen vorstellt, dann stellt er sie zum Teil als in Lebach bereits verlorene Überlieferungen dar, die nur noch in der Erinnerung, aber nicht mehr in der Wirklichkeit existieren: So gibt es heute aufgrund der Gewalt des 3. Reiches keine jüdischen Traditionen mehr in Lebach.

Das heute vorherrschende Bild des Menschen als Individuum, als unverwechselbarer Einzelmensch, erschwert vielen die Bindung an Traditionen. Sie verschwinden, wenn sie für das Leben der Menschen tatsächlich oder auch nur vermeintlich keinen Beitrag mehr leisten können: Ob es sich dabei um eine berechtigte oder falsche Annahme handelt, zeigt sich freilich erst im Nachhinein. Verlorene Überlieferungen lassen sich aber nur unter großen Schwierigkeiten wieder beleben, wenn nämlich ein Bedürfnis dafür da ist, dass sie helfen, sich und seine Welt besser zu verstehen. Es scheint so, als würde heute nicht mehr so viel erzählt wie früher; insofern möchte der Kalender dem kritischen nicht dem verherrlichenden Erinnern verbunden sein.

Mit dem Erscheinen dieser Kalenderausgabe wollen wir eine eigene Tradition variieren. Nach wie vor, und das wird auch so bleiben, arbeiten alle am Kalender Beteiligten ehrenamtlich; wenn bislang aus dem Verkauf des Kalenders ein Überschuss blieb, so kam er in voller Höhe der Volkshochschule Lebach zugute. Ab dieser Ausgabe sollte dieser dann zur Hälfte einem sozialen Zweck in Lebach zugeführt werden. Wie bisher haben wir allen ganz herzlich zu danken, die uns bei der Erstellung des Kalenders mit Rat und Tat, durch Informationen, Materialien und konstruktive Kritik halfen, vorzugsweise der Lebach Volksbank und H. Direktor Jürgen Kipper.

Wir wünschen unseren Lesern viel Freude und hoffen, wie in den vergangenen Jahren, auf eine günstige Aufnahme der nunmehr 11. Folge des Lebacher historischen Kalenders.

Januar

Primitz von Paul Riehm im August 1928.

Abholung vom Elternhaus in der Marktstrasse durch die Pfarrgemeinde.

Archiv: Egon Gross

Segensträger

Mancher religiöser Brauch aus der Zeit unserer Vorfahren mag uns heute stark in magischem Denken verhaftet erscheinen. Vielleicht war er aber auch manifester Ausdruck eines den Alltag durchdringenden Glaubens. Wir wollen hier nicht

theologische Wertungen vornehmen, sondern von den religiösen Bräuchen unserer Vorfahren erzählen.

An Maria-Lichtmess werden im Gottesdienst Kerzen gesegnet. Diese Kerzen wurden früher nicht nur als Lichtquellen benutzt, gesegnete Kerzen galten als Schutz- und Segensträger. Bei einem schweren Gewitter zündete man eine geweihte Kerze an. In einem Sterbezimmer mussten geweihte Kerzen brennen.

Am Palmsonntag nehmen die Gottesdienstbesucher auch heute noch kleine Buchsbaum- sträuße (*Pällem)* mit zur Kirche. Die gesegneten Zweige werden mit nach Hause genommen. Früher hing in jedem Zimmer ein Wandkreuz. Am Palmsonntag wurde ein kleiner Palmzweig an das Kreuz gesteckt; die alten Zweige aus dem Vorjahr wurden abgenommen und im Feuer verbrannt. Auch in Stall und Scheune wurde einer der Zweige in das Gebälk oder eine Mauerritze gesteckt.

Im Ostergottesdienst wird nicht nur das Tauf- sondern auch das Weihwasser gesegnet. Früher achtete man darauf, dass das ganze Jahr über das Weihwasser im Haus nicht ausging. In den Schlafzimmern hing – meist neben der Türe – ein kleines Weihwasserbecken (*Wäihwasserkesselchen).* Am Morgen und Abend tauchte man die Finger der rechten Hand in das Weihwasser, um sich damit zu bekreuzigen.

Am Fronleichnamstag wurde der Prozessionsweg mit Fähnchen, Girlanden und dem Grün junger Birken (*Maaién)* geschmückt. Von diesen Maien brachen die Prozessionsteilnehmer Zweige ab, um sie mit nach Hause zu nehmen. Sie wurden in Stall und Scheune angebracht und in den Äckern in den Boden gesteckt.

An Maria – Himmelfahrt werden beim Gottesdienst Sträuße aus Blumen und Wildkräutern gesegnet. Früher achtete man darauf, dass aus jedem Haus ein stattlicher Strauß (*Wésch)* von Blumen, Gräsern und Kräutern aus Wiese, Feld und Garten zur Kirche mitgenommen wurden. Der getrocknete *Wésch* wurde zu Hause übers Jahr aufbewahrt. Bei einem schweren Gewitter konnten Teile des *Wéschs* (wie des *Pällemstraußes*) im Ofen verbrannt werden. Wenn jemand aus der Familie starb, wurde ihm der *Wésch* in den Sarg unter das Kissen gelegt.

Josef Heinrich

Februar

Leichenwagen mit Pferdebespannung bei der Beerdigung von Angela Schwirz im Jahr 1944

Archiv: Egon Gross

Sterbe- und Totenbräuche

Die Menschen sterben heute nur noch selten zu Hause. Gestorben wird meist in Krankenhäusern oder Altenheimen. Dies und die Überführung der Toten in die Leichenhalle hat zur Verarmung und zum Wegfall vieler Totenbräuche geführt. Die Tabuisierung des Todes tut ein Übriges.

Beim nahenden Tod wird in christlich geprägter Umgebung der Priester gerufen, der dem Sterbenden das Sterbesakrament (früher „letzte Ölung“ genannt) spendet. Dabei werden Stirn und Hände mit geweihtem Öl gesalbt. Sofern es dem Sterbenden noch möglich ist, reicht ihm der Priester auch die Kommunion. Der Gang des Priesters zu dem Sterbenden (Versehgang) ist noch lange nach dem letzten Krieg zu Fuß zurückgelegt worden, wobei sich in Begleitung des Priesters der Küster befand. Davor schritt ein Messdiener mit der Versehganglaterne. Priester und Messdiener trugen liturgische Kleidung. Vorübergehende Passanten machten vor dem Allerheiligsten, das der Priester bei sich trug, eine Kniebeuge und bekreuzigten sich.

Vor dem Bau der Leichenhalle (1968) hat man den Verstorbenen bis zum Begräbnis im offenen Sarg zu Hause aufgebahrt. In der Nähe des Toten brannte das Totenlicht. Der Brauch, beim Tod eines Menschen die Uhr anzuhalten, war teilweise auch bei uns verbreitet. Er stellt ein „memento mori“ dar: der Tote hat „keine Zeit“ mehr und ist in Gottes Ewigkeit eingegangen. Man gab dem Verstorbenen auch das „Sterbekreuz“ oder den Rosenkranz in die gefalteten Hände. In den Sarg wurden geweihte Kräuter (aus dem am 15.08. – Mariä Himmelfahrt – gesegneten Kräuterwisch oder Krautbund) gelegt. Nach dem Bekanntwerden des Todes läutet noch heute die „Totenglocke“ (Weg Geläute), das sich als eindringliches „Gedenke des Todes“ für die Gemeinde darstellt.

Solange der Tote zu Hause aufgebahrt blieb (etwa bis 1968), kamen an den drei Abenden vor dem Begräbnis die Verwandten, Nachbarn, Freunde und Bekannten des Verstorbenen zusammen und beteten den Sterberosenkranz. Dieser war dem Seelenheil des Verstorbenen gewidmet. Er sollte aber auch den trauernden Angehörigen des Verstorbenen Trost spenden. Heute betet man in der Kirche an einem Tag vor der Beisetzung das „Totengebet“.

Die Beerdigung fand noch am Vormittag statt. In Prozessionsform bewegte sich der Leichenzug vom Sterbehaus zur Kirche, wo der Sarg vor der Kommunionbank aufgestellt wurde. Bis 1959 zog ein Pferdegespann den Totentransportwagen. Dann übernahmen Beerdigungsinstitute mit motorisierten Leichenwagen den Transport. Soweit dieser mit dem Wagen nicht möglich war, ist der Sarg von Männern (meist aus der Nachbarschaft) getragen worden, die man um diesen Dienst gebeten hatte. Im Sterbeamt teilten Messdiener während des Opfergangs zum Gedenken an den Verstorbenen „Totenbildchen“ aus, die außer einem Andachtsbild u. a. die Geburts- und Todesdaten und ein Gebet für den Verstorbenen enthielten. Nach dem Gottesdienst bewegte sich der Trauerzug erneut in Prozessionsform zum Friedhof. Bis 1954 wurden Protestanten und Katholiken auf getrennten Friedhöfen bestattet. Der evangelische Friedhof befand sich im Bereich der heutigen Leichenhalle. Aus einem Beschluss des Friedhofszweckverbandes vom 09.05.1954 geht hervor, dass der evangelischen Friedhof wegen Vollbelegung geschlossen wurde und die Pfarrer der beiden Konfessionen keine Bedenken gegen einen Gemeinschaftsfriedhof hatten.

Dem Begräbnis folgte – was durchaus auch heute noch üblich ist - die Bewirtung der geladenen Trauergäste im Haus des Verstorbenen oder in einer Gastwirtschaft (Leichenschmaus).

Der Brauch, den Leichnam des Verstorbenen zum Requiem in die Kirche zu bringen, fand mit dem Bau der Leichenhalle ein Ende. Der Pfarrer der Kath. Pfarrgemeinde Lebach teilte am 24.04.1968 im „Kleinen Apostel“ mit, dass nach einer Polizeiverordnung der Verstorbene künftig in die Leichenhalle zu überführen sei. Es sei deshalb sinnwidrig, diesen zuerst zum Friedhof zu bringen und dann zum Begräbnisamt in die Kirche und anschließend wieder zum Friedhof. Außerdem werde die Prozession zum Friedhof durch den starken Verkehr in sehr lästiger Weise gestört. Die Beisetzung erfolge deshalb künftig nach dem Sterbeamt unmittelbar von der Leichenhalle aus.

In früherer Zeit trugen die nächsten Angehörigen des Verstorbenen ein Jahr lang schwarze Trauerkleidung. Davon ist man heute weitgehend abgekommen.

Es hat sich aber der Brauch erhalten, in der Kirche das „Dreißigeramt“ und das „Jahrgedächtnis“ für die Toten lesen zu lassen. Es sind Gottesdienste, in denen besonders des Verstorbenen gedacht und für ihn gebetet wird. Im sogenannten „Dreißigeramt“ ist früher vor der Kommunionbank die „Tumba“ aufgestellt worden. Sie war mit einer schwarzen Decke umhüllt und galt als Nachbildung einer Bahre.

Viele Totenbräuche hat auch das Fest Allerseelen am 02.11. hervorgebracht. Die tragende Mitte des Allerseelenbrauchtums ist die kirchliche Gedächtnisfeier der Toten: das Requiem. Weil das Allerseelenfest auf das Fest Allerheiligen (01.11.) folgt, hat sich der Brauch herausgebildet, schon an Allerheiligen den Friedhof zu besuchen. Die Gräber werden hergerichtet, geschmückt und das Seelenlicht (Totenlicht) angezündet. Das Licht ist Sinnbild des „ewigen Lichtes“, das den Verstorbenen leuchten möge. Die Gräber werden vom Priester gesegnet. Davor wird in der Leichenhalle in einem Wortgottesdienst für die Verstorbenen gebetet und die Namen der im letzten Jahr Verstorbenen verlesen.

Benno Müller

März

Schulklassenbild des Jahrgangs 1907/1908

mit Lehrerin Frl. Bach.

Archiv: Egon Gross

Schulferien im 19. Jahrhundert: Kaisers Geburtstag

Am 22.3.1887 wurde Wilhelm I. (1861 - 1888, ab 1871 Kaiser) 90 Jahre alt. In der „Chronik aus den Elementarschulen zu Lebach“ wird über dieses Fest berichtet. Die Feier war öffentlich und fand im Saale des Gasthofes zur Post in der Tholeyer Straße statt. Der Schulchronist, Lehrer Johann Britz, schreibt: *„Um ½ zehn Uhr versammelten sich sämtliche Schulen von hier und Landsweiler in dem Festsaale, wo sich mittlerweile schon eine große Menge von Festteilnehmern eingefunden*

hatte. Die Festrede wurde von dem Lehrer Britz dahier gehalten. Dieselbe schloß mit einem donnernden Hoch auf unseren Heldenkaiser. Hier folgte die National - Hymne, dann unter steter Abwechslung ausgewählte patriotische Lieder und Deklamationen. Nach der Feier kehrten die Schüler in ihre Klassen zurück und erhielten ihre Wecken".

Grundsätzlich reichte die Tradition dieses Festes in die Zeit zurück, als in den deutschen Einzelstaaten die Geburtstage der herrschenden Fürsten gefeiert wurden. Lebach gehörte seit 1815 zum Königreich Preußen und so waren die Geburtstagsfeiern der preußischen Könige schon vor der Reichsgründung staatlich angeordnet. Auch unter dem Enkel Wilhelms I., Kaiser Wilhelm II. (1888 - 1918), wurde jährlich der Kaisergeburtstag gefeiert und zwar am 27. Januar. Zur Freude der Kinder wurde an Kaisers Geburtstag der „Kaiserweck" spendiert.

In Lebach waren seit 1882 fünf Klassen eingerichtet und auch die Kinder der damals selbstständigen Gemeinden Jabach, Knorscheid, Hahn, Niedersaubach und Rümmelbach wurden hier eingeschult. Landsweiler hatte seit 1829 einen eigenen Lehrer und eine eigene Klasse. Der im Jahre 1853 in Hermeskeil geborene Lehrer Britz war im Jahre 1879 *„…von der Hohen Königlichen Regierung zu Trier an die obere Knabenschule zu Lebach"* berufen worden und hier bis zum Jahre 1922 tätig. Er ist Lebacher Bürgern als „Papa Britz" oder „Papa Bietz" in guter Erinnerung. Seine in der Chronik enthaltene Rede sowie die Programmpunkte des Festes geben Aufschluss über Zeitgeist und politische Absichten der Herrschenden. Dies kann durch Redeauszüge verdeutlicht werden: *„…Am 22. März 1797, wenige Jahre vor Beginn eines neuen Jahrhunderts in einer Zeit, in der Jahrhunderte alte Staatengebilde in Nichts zerfielen, in der ganze Dynastien hinweggefegt … und ein neues Zeitalter im Entstehen begriffen war, in jener bewegten Zeit hat unser vielgeliebter Kaiser zum ersten Mal das Licht der Welt erblickt…".* Die letzte Äußerung wurde von dem Kgl. Kreisschulinspektor Dr. Konze, der die Chronik am 6.12.1888 durchsah, mit der Randnotiz *„Wundervoll"* versehen!

Weiterhin heißt es:*"…Tage wie bei Leipzig, Düppel, Sadowa, Gravelotte, Sedan und Versailles, jene Diamanten seiner Krone sind es, die heute wie wunderbarer Sonnenschein in seine Seele fallen und sein edles Herz erfreuen. Heute am Spätherbst seines Lebens kann er mit Stolz und Genugthuung hinblicken auf sein Tagewerk, auf seine Errungenschaft, auf das einige deutsche Reich. Er ist der Friedensvermittler, der die lange einander feindlich gesinnten deutschen Bruderstämme wieder in Liebe miteinander verband; er ist der große Baumeister, der die Bausteine, die seine mächtigen Ahnen, die Hohenzollern, sammelten, zusammenfügte und auf den morschen Überresten des alten Reiches das neue, kräftige, jugendfrische deutsche Reich errichtete, das Feinden und Zeiten trotzen wird, indem es verkittet ist mit deutschem Heldenblute. … Deutschland steht gegenwärtig … geeinigt unter Preußens Führung groß und mächtig da, nur unsere Feinde wissen gar wohl, daß alle guten Deutschen an Kaiser und Reich festhalten. … Vertrauen wir dem guten Geiste unseres Volkes, der Heldenkraft unserer Armee und dem Genie der deutschen Führer. Vor allem gilt es, die erlangten Güter, die uns das einige Deutschland gebracht, zu eigen zu machen und sie immer tiefer in vaterländischem Boden Wurzeln fassen zu lassen".*

Die Vorteile der deutschen Einheit werden also betont. Das Kaisertum und das Vermächtnis der „Helden" der Einigungskriege sollen den Zusammenhalt fördern. Ein

patriotisches Bekenntnis zum Deutschen Reich, zu Preußen, zu dem alles überstrahlenden Kaiser und dem Herrscherhaus wird abgelegt. Die Einigungskriege werden glorifiziert. Der Kaiser selbst ist verehrungswürdig, weil er an den Schlachten als Oberbefehlshaber teilgenommen hatte. Vaterländisches Bewusstsein und Stolz auf Deutschlands Großmachtstellung sollen zunehmen. Politische Probleme, z.B. die unsichere Lage *„im Herzen von Europa“* und der Revanchegedanke des *„Erbfeindes“* Frankreich werden angesprochen. Das Kaisertum soll *„den Frieden Deutschlands, Europas, die Wohlfahrt und Freiheit der Völker schützen“,* aber „ *… ein ganzes Volk in Waffen ist jederzeit bereit, seine Schlagkraft darzutun“.* Die Tradierung des zum Ausdruck kommenden Welt- und Geschichtsbildes durch die Schule hat in der Vorgeschichte des Ersten Weltkrieges zu einem übersteigerten Nationalgefühl beigetragen und obrigkeitsstaatliches und militaristisches Denken gefördert.

Hildegard Bayer

April

Prozession am Weißen Sonntag 1929 vom Schulhof zur Kirche.

Archiv: Egon Gross

Osterbräuche

Zur Zeit unserer Großeltern war der Osterhase noch nicht so reich wie heute: Er brachte nur bunte Eier, keine Spielsachen. Dafür hatte er einen – heute ganz in Vergessenheit geratenen – kleinen Vetter, den Palmhasen (*Pällemhaas)*. Am Abend vor dem Palmsonntag richteten die Kinder ein kleines Moosnest in Scheune oder Garten. In der Nacht brachte dann der Palmhase für jedes Kind ein einziges hartgekochtes Ei – meist waren die Eier des Palmhasen ungefärbt.

Der Osterhase dagegen brachte viele bunte Eier. Entsprechend größer war die Vorfreude der Kinder auf den Osterhasen und ihr Eifer beim Vorbereiten des Nestes. Rechtzeitig sammelten sie Moos – es sollte bis zur Osternacht ja trocken sein. In das große weiche Moosnest legten die Kinder als Hasenfutter eine Möhre oder eine angeschnittene (bissfertige) saftige Runkelrübe, um damit den Osterhasen zu längerem Verweilen und vermehrtem Eierlegen anzuregen. Am Ostermorgen stürmten die Kinder zum Nest und freuten sich über viele rote, gelbe, grüne und blaue Eier.

Die ersten Eier wurden gleich *gepellt* und gegessen. Beim *Péckches – Spiel* mit den Geschwistern und Nachbarschaftskindern konnte man die Zahl seiner Ostereier

vergrößern. Sorgfältig suchte sich dabei jedes Kind ein Ei aus, dessen Schale ihm fest und hart genug erschien. Dann setzten sich zwei Kinder einander gegenüber an einen Tisch. Mit gezieltem Schwung rollte nun jedes Kind sein Ei dem Gegenüber entgegen. Dabei sollte möglichst das eigene Ei heil bleiben und das des Gegners *angepéckt* werden. Wessen Ei bei der Karambolage einen Sprung davon trug, hatte verloren und musste sein Ei hergeben. Oft wurden aber auch die *angepécksten* Eier gemeinsam gegessen.

Meist verloren die Kinder zuletzt ihren Appetit auf hartgekochte Eier. Darum kochte die Mutter am Freitag in der Osterwoche aus den restlichen Ostereiern *Aaiersòòß*, die mit Salzkartoffeln zum Mittagessen aufgetragen wurde.

Der Alltag der Menschen war früher in viel stärkerem Maße als heute vom Kirchenjahr mit seinen verschiedenen Festzeiten geprägt. In der Fastenzeit wurde die Vorbereitung auf das Osterfest wirklich streng gefastet. Tanzveranstaltungen und öffentliche Feiern waren in der Fastenzeit undenkbar.

Mit dem Gottesdienst am Gründonnerstag verstummen bis heute die Kirchenglocken. Früher erzählte man den Kindern, die Glocken seien nach Rom geflogen. Erst am Ostersonntag kämen sie zurück, um mit ihrem Läuten die Botschaft von Christi Auferstehung von Rom aus ins Land zu tragen.

Ob die Glocken nun in Rom weilten oder stumm im Kirchturm hingen, ihr Läuten ersetzten die Messdiener mit dem Lärm von *Kläbbern* und *Raschbeln. Gekläbbert* wurde am Karfreitag und Karsamstag mittags zur Zeit des Angelus-Läutens und abends zur Stunde der Betglocke. Am Karfreitag wurde zusätzlich mit der *Kläbber* zum Gottesdienst gerufen. Mancherorts riefen die *Kläbberbóuwen* dabei:

Sehaauf, sehaauf,

wer Bään hat, der laauf!

Am Karsamstag sammelten die Messdiener ihren „Jahreslohn“ in Form von Eiern ein. Beim mittäglichen *Kläbbern* sangen sie vor jedem Haus:

Aaier ràus, Gléck ént Háus,

mòòr éss Ooschtersónndaach.

Die eingesammelten Eier wurden zum Teil gemeinsam verspeist, zum Teil verkauft, um die Messdienerkasse aufzubessern.

Josef Heinrich

Mai

Innenansicht der Lebacher Pfarrkircheum 1900 mit Hochaltar

Kanzel und Wandbemalung.

Archiv: Egon Gross

Patrozinium, Kirmes und Martinsfeiern

Als die Christen nach der Konstantinischen Wende (unter Kaiser Konstantin, ab 312 n. Chr.) die Möglichkeit erhielten, Gottesdienste in eigenen Räumen zu feiern, wurde es üblich, die Kirchen durch Weihen der weltlichen Zweckbestimmung zu entziehen. Durch eine Eucharistiefeier, eine Festpredigt, Salbung mit Öl, Segnung mit Wasser und durch andere Riten wurde eine neue Kirche Gott „dediziert“ oder geweiht

(„konsekriert“). Als Schützer über die Kirche wurden Heilige oder Glaubensgeheimnisse (z. B. die Hl. Dreifaltigkeit) gewählt. So waren die beiden ersten Lebacher Pfarrkirchen aus dem 9. und 13. Jahrhundert der Gottesmutter Maria geweiht. Das Patronatsfest wurde an Mariä Geburt am 8. September gefeiert. Der traditionelle Mariä - Geburtsmarkt geht auf dieses Patrozinium zurück (erste

bekannte Urkunde über den Jahrmarkt aus dem Jahre 1614). Nach einem Visitationsbericht von 1657 war die Lebacher Pfarrkirche der Hl. Dreifaltigkeit geweiht, das Patronatsrecht hatte die Äbtissin von Fraulautern. Besitzungen der Abtei Fraulautern in Lebach sind schon für das Jahr 1270 urkundlich nachgewiesen. Der Zisterzienserorden befasste sich besonders mit der Dreifaltigkeitstheologie. Die Gottesmutter blieb ebenfalls Patronin der Kirche. Die Lebacher Pfarrkirche wurde 1881 völlig abgetragen und bis 1883 neu aufgebaut. Am 1.10.1883 wurden Kirche und Altar durch Weihbischof Johann Jakob Kraft der Hl. Dreifaltigkeit und Gottesmutter Maria geweiht. Das Patronatsfest wird am Fest der Hl. Dreifaltigkeit am ersten Sonntag nach Pfingsten gefeiert.

Nach der Dreifaltigkeitsprozession und einem feierlichen Gottesdienst beginnt die weltliche Kirmes. Verwandte und Freunde kommen zu Besuch und feiern bei gutem Essen und Trinken. Die Kinder und Jugendlichen freuen sich besonders auf die vielfältigen Angebote auf dem Kirmesplatz. Eine neunzigjährige Lebacher Mitbürgerin erinnert sich: *“Meine Mutter gab mir einen Franken und ich habe sehr überlegt, ob ich mir damit ‚türkischen Honig’ kaufen oder auf die Schaukel gehen sollte. Der türkische Honig schmeckte noch besser als Nougat und wurde von einem Mann verkauft, der wie ein Türke gekleidet war (Turban, Pumphose mit Tuch als Gürtel). Es gab schon ein kleines Riesenrad, eine Berg- und Talbahn, Kettenkarussell und andere Karussells. Auto - Skooter kam erst in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts auf. Als ich einmal meinem Sohn morgens Kirmesgeld gab, war er den ganzen Tag verschwunden und ich suchte ihn am Spätnachmittag. Er hatte nicht nach Hause kommen können, weil er das Geld noch nicht ganz ausgegeben hatte. Als meine im Jahre 1886 geborene Mutter einmal auf einem Kirmeskarussell gesehen wurde, wo sie allerdings gerade auf ein kleines Kind aufpassen sollte, bekam sie am nächsten Tag von der Lehrerin Schläge, weil diese streng verboten hatte, zur Kirmes zu gehen“.*

Der Kirmesplatz in Lebach befand sich zeitweise in der Nähe der Eisenbahnunterführung in der Pickardstraße und im jetzigen Bereich des Bahnhofsvorplatzes, dann bis 1962 auf dem alten Marktplatz in der heutigen Friedensstraße. Weiterhin dienten der Bahnhofsvorplatz, der Bereich des Sportplatzes in der „Untersten Wiese“ und der Platz neben der Auktionshalle als Kirmesplätze.

Die St. Michaelskapelle Lebach wurde am 29. September 1950 in bischöflichem Auftrag durch den Dechanten des Dekanates Dillingen, Michael Held, geweiht und unter den Schutz des Erzengels Michael und des hl. Johannes Baptist de la Salle, des Patrons der Lehrer, gestellt. Die feierliche Messe wurde von dem Apostolischen Visitator für das Saarland, Monsignore P. Dr. Michael Schulien SVD, unter Assistenz, gefeiert. Die Festpredigt hielt Definitor Johann Karl Kiefer. Eine „Wehrmacht - Kraftfahrzeughalle“ war zum Raum für Gottesdienste umgebaut worden.

Am 11. November 1949 wurde durch Initiative von Seminaroberlehrer Wilhelm Schinhofen im Katholischen Lehrerseminar die Feier zum Gedenken an Sankt Martin eingeführt. Der aus dem Rheinland stammende Deutschlehrer brachte von dort den Brauch des Fackelzuges und des Martinsfeuers mit. Letzteres wurde auf dem Sportplatz des Schulgeländes angezündet. In Erinnerung an den Schutzheiligen der Armen, Reiter und Soldaten wurden zunächst in der Internatsküche Martinsküchlein gebacken, später kaufte man dann Brezeln. Einmal wurde bei einem solchen Fackelzug ein großes Bild des hl. Martin mitgetragen. In Erinnerung an den Heiligen ritt bzw. reitet im Fackelzug ein maskierter „Sankt Martin“ mit. In der Pfarrei Lebach wurde das Martinsfest am 11.11.1956 eingeführt. Pastor Alois Kneip befürwortete das Andenken mit den Worten: *“St. Martin ist der Mann der tätigen christlichen Liebe, der nach der Legende … mit dem Bettler seinen Mantel geteilt hat“* (Kleiner Apostel, 10.11.1957). Der erste Fackelzug führte vom alten Marktplatz zum Böhmerkreuz, wo das Martinsfeuer angezündet wurde. Es gab Martinsbrezeln, einen Wettbewerb der Fackeln und auch eine Martinskirmes.

Hildegard Bayer

Juni

Fronleichnamsprozession am Altar auf der Kreuzung Scherer (vor 1934)

Archiv: Egon Gross

Prozessionen als kirchliches Brauchtum

Prozessionen sind uraltes kirchliches Brauchtum. Schon die Juden des Alten Testamentes wallfahrten nach Jerusalem. In feierlicher Prozession brachte David die

Bundeslade nach Jerusalem. So sind Prozessionen so alt wie die Kirche selbst. Sie gelten als Symbol des wandernden Gottesvolkes auf dem Weg zu Gott.

Ein im Bistumsarchiv aufbewahrtes Visitationsprotokoll von 09.05.1829 nennt für Lebach fünf Sakramentsprozessionen, die an Ostern, Christi Himmelfahrt, Pfingsten, Dreifaltigkeit und Fronleichnam gehalten wurden. Daneben sind Prozessionen an Mariä Geburt, Mariä Lichtmess (2.2.), Aloisiusfest, Mariä Himmelfahrt, Palmsonntag und an **allen** Sonntagen zwischen Ostern und Christi Himmelfahrt genannt, wobei letztere aber nur ihren Weg um die Kirche nahmen. Der Trierer Bischof Josef von Hommer wandte sich in seiner Amtszeit (1824 – 1836) gegen die überkommene barocke Schaufrömmigkeit so mancher Wallfahrt und Prozession und untersagte sie. Dazu gehörten vor allen Dingen Prozessionen an den Sonntagen zwischen Ostern und Christi Himmelfahrt. Sakramentsprozessionen und die sogenannten Bittprozessionen werden aber bis zum heutigen Tag als kirchliches Brauchtum gepflegt.

Bei den drei Bittprozessionen vor dem Fest Christi Himmelfahrt (sie stammen vermutlich aus Gallien, wo sie Mamertus, Bischof von Lyon, aus Anlass von Erdbeben und Missernten im 5. Jahrh. einführte), betet man für mannigfache menschliche Anliegen, besonders für die Früchte der Erde und das menschliche Schaffen.

Die Bittprozessionen führten bis 1966 an drei Tagen morgens um 6.00 Uhr zu den Filialkapellen in Knorscheid, Niedersaubach und Eidenborn. Ab 1967 fanden die Prozessionen wegen des Straßenverkehrs nur noch um die Pfarrkirche statt. Seit 1974 wird an den drei Bitttagen zur Teilnahme an der Prozession eingeladen, die sich vom Fuße des Wünschberges zum Schönstatt-Zentrum bewegt.

Der Brauch, auch am Markusfest (25.04.) eine Bittprozession durchzuführen, hat sich nicht gehalten. Die sogenannte Markus-Bittprozession führte bis 1969 ebenfalls um 6.00 Uhr in der Frühe von der Pfarrkirche durch die Mottener Straße zum Böhmerkreuz und wieder zurück. Ab 1970 nahm die Prozession nur noch den Weg um die Pfarrkirche, um dann einige Zeit später doch dem starken Straßenverkehr zum Opfer zu fallen.

Ursprung und Ursache für die Sakramentsprozession am Patronatsfest (Dreifaltigkeitssonntag) sind nicht bekannt. Von altersher führte die Prozession zum sogenannten „Pickardkreuz“ an der Kreuzung Saarbrücker-Saarlouiser-Dillinger Straße. Das Kreuz ist als sogenanntes Pestkreuz bekannt. Es ist 1757 von der Pfarrei angeblich als Dank für die Verschonung von der Pest erbaut worden. Die Prozession könnte ebenfalls Ausdruck dieses Dankes gewesen sein. Es ist aber auch möglich, dass eine Sakramentsbruderschaft die Prozession gestiftet hat. Jedenfalls lässt sich der Anlass heute nicht mehr feststellen. Die Prozession konnte

wegen des Straßenverkehrs ab 1959 den Weg zum Pickardkreuz nicht mehr einschlagen. Der Segensaltar wurde dann auf dem ehemaligen Marktplatz in der Friedensstraße aufgebaut. Schon bald war man gezwungen, wieder einen anderen Weg zu suchen, weil der Platz bebaut wurde (Haus Frekla). Ab 1961 führte die Prozession an die Michaelsschule in der Mottener Straße. Seit 1994 begibt sie sich zum Parkplatz im Schwalbenweg. Am Segensaltar beten die Prozessionsteilnehmer für die Stadt und ihre Bewohner.

Prozessionen zum Fronleichnamsfest werden u.a. erstmals in Köln (1277), in Benediktbeuren (1286) und in Würzburg (1298) nachgewiesen. Schon früh führte man Bilder, Kreuze und Reliquien mit. Die Hostie wurde erst später in kostbaren Schaugefäßen (Monstranzen) mitgeführt. Sie wird vom Priester unter dem Baldachin (im Volksmund „Himmel“ genannt) getragen. Die Fronleichnamsprozession, an deren Weg vier Segensaltäre aufgebaut wurden (in manchen Gegenden bis heute), ist sicher auch in Lebach sehr früh eingeführt worden. Noch bis 1968 nahm die Prozession den Weg von der Pfarrkirche durch die Saarbrücker Straße (sogenannter „Neuer Weg“), Jabacher Straße, Dillinger Straße, Marktstraße, Kirchstraße zurück zur Pfarrkirche. Einige Jahre führte die Prozession verkehrsbedingt durch die Bahnunterführung in der Pickardstraße. An dem langen Prozessionsweg waren stets vier Segensaltäre aufgebaut, deren Standorte wegen des Straßenverkehrs oftmals wechselten. Ein Altar befand sich zeitweilig am Pickardkreuz (ab 1960 in der Pickardstraße in der Nähe der Eisenbahnunterführung), zwei Altäre in der Marktstraße beim Hause Boullay (heute etwa Eingang zur City) und vor dem Haus Hotel Klein (ab 1956 ist dieser Altar in der Jabacher Straße errichtet worden). Der vierte Altar befand sich bei dem alten Friedhofskreuz an der Rückseite des Chorraumes der Pfarrkirche. Das Aufstellen und Schmücken der Altäre besorgten mit viel Einsatz und großem Eifer die Anwohner, wobei oftmals ein regelrechter Wetteifer um den „schönsten“ Altar entbrannte. An den vier Altären wurden die Evangelien gelesen, die Fürbitten gesprochen und zum Schluss der sakramentale Segen erteilt.

Wegen des Straßenverkehrs musste der Prozessionsweg 1969 geändert werden. Manche Teilnehmer haben sich aber auch über die Länge des Prozessionsweges beklagt. Deshalb ist ab 1969 auf dem Bahnhofsvorplatz nur noch ein Altar errichtet worden. Seit 1978 wird das Fronleichnamsfest im Zentrum der Stadt gefeiert. Im Anschluss an den Gottesdienst ziehen die Teilnehmer in einer Prozession, wobei das Allerheiligsten mitgeführt wird, zur Pfarrkirche. Obwohl sich die jetzige Form der Fronleichnamsprozession mit der früheren nicht mehr vergleichen lässt, wird der Brauch noch aufrechterhalten.

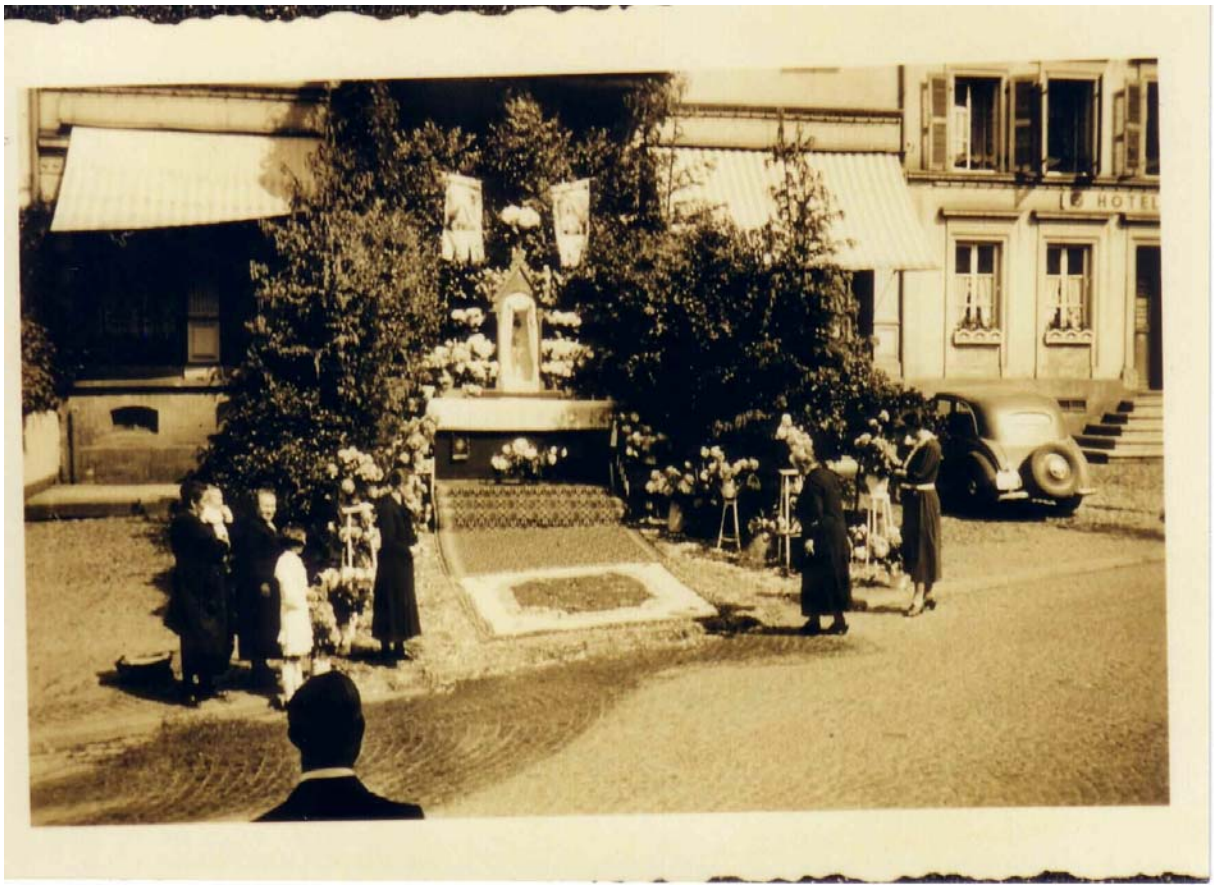
Nahezu verschwunden ist aber das Brauchtum, nach der Kerzenweihe an Mariä Lichtmeß (2.2.) eine Lichterprozession und am Sonntag vor Beginn der Karwache (Palmsonntag) eine Palmprozession durchzuführen. Bis vor einigen Jahren sind diese Prozessionen noch um oder in der Kirche gehalten worden.

Benno Müller

Juli

Prozession in der Tholeyer Straße

Hausaltar in der Saarbrücker Straße



Fronleichnamaltar vor dem Hotel Klein in der
Marktstraße im Mai 1938

Fotos: Archiv Egon Gross

August

Schubkarrenrennen am Feuerwehrfest kurz nach dem II. Weltkrieg

Schnappschuss aus der Tholeyer Straße

Schubkarrenfahrer: Seppel Riehm, Beifahrer: Gustav Palenga.

Archiv: Egon Gross

Lebacher Bräuche

Rektor Leonardy schreibt in seiner Lebacher Ortschronik: *Im Jahr 1891 waren in Lebach schon 19 Gastwirtschaften. Diese im Verhältnis zu seiner Einwohnerzahl (* 1891 – 1320 Einwohner) *große Anzahl lässt schon einen Rückschluß zu auf die*

Bedeutung Lebachs als Sitz der Behörden, als Marktflecken (1891 bereits 18 Märkte im Jahr), *Mittelpunkt des Handels-, Geschäfts- und seines Durchgangsverkehrs.*

Die Beamten des hiesigen Friedensgerichtes, des Katasteramtes, der Oberförsterei und weiterer Behörden nahmen damals regen Anteil am Dorfgeschehen und der Lebacher Geselligkeit in unseren Gasthäusern, in denen sich viele von ihnen auch als Kostgänger einquartiert hatten. Um in die Gemeinschaft der echten Lebacher aufgenommen zu werden, war es alte Lebacher Tradition, dass der nicht hier geborene Mitbürger über den *Stecken* springen musste. Als *Stecken* diente hierbei ein Spazierstock oder auch ein Besenstiel. Dieser wurde ca. 20 cm über den Boden gehalten und musste aus dem Stand übersprungen werden. Diese Zeremonie wurde natürlich im angeheiterten Zustand vollzogen. So kam es auch öfter vor, dass während des Sprunges der *Stecken* plötzlich höher gehalten wurde, der Springer ins Stolpern kam und unsanft auf dem Boden landete. Das Gelächter war dann natürlich groß, und der arme Springer musste zudem noch eine extra Runde spendieren. Danach erst konnte der fremde Mitbürger in die Gemeinschaft der Lebacher aufgenommen werden.

Unsere Lebacher Handwerker pflegten auch den Brauch des *blauen Montags.* Nach einem feuchtfröhlich verbrachten Sonntag, hatte man am Montag noch keine Lust gleich mit der Arbeit zu beginnen. So trafen sich einige Handwerker montags wieder im Gasthaus und machten den *Montag blau.*

An dem alljährlich stattfindenden Feuerwehrfest gab es früher Spiele für jung und alt. Bei der Jugend beliebt war das Würstchenschnappen, das übrigens auch heute noch auf dem Festprogramm steht. Hierbei wurde ein Würstchen an einer Angelschnur aufgehängt und mit der Angelrute über den Köpfen der Jugend geschwungen. Wer dabei am höchsten sprang und das Würstchen mit der Hand abreißen konnte, war Sieger. Buben und Mädchen wetteiferten auch beim *Kässchmieressen.* Die Mitspieler wurden auf einem Podest in einer Reihe aufgestellt. Wer sein mit einer großen Portion Quark belegtes Brot als Erster herunterwürgte, bekam als Sieger einen Preis. Das Sackhüpfen machte der Jugend ebenfalls viel Spaß. Wenn die Stimmung angeheitert war, beteiligten sich auch die Alten daran.

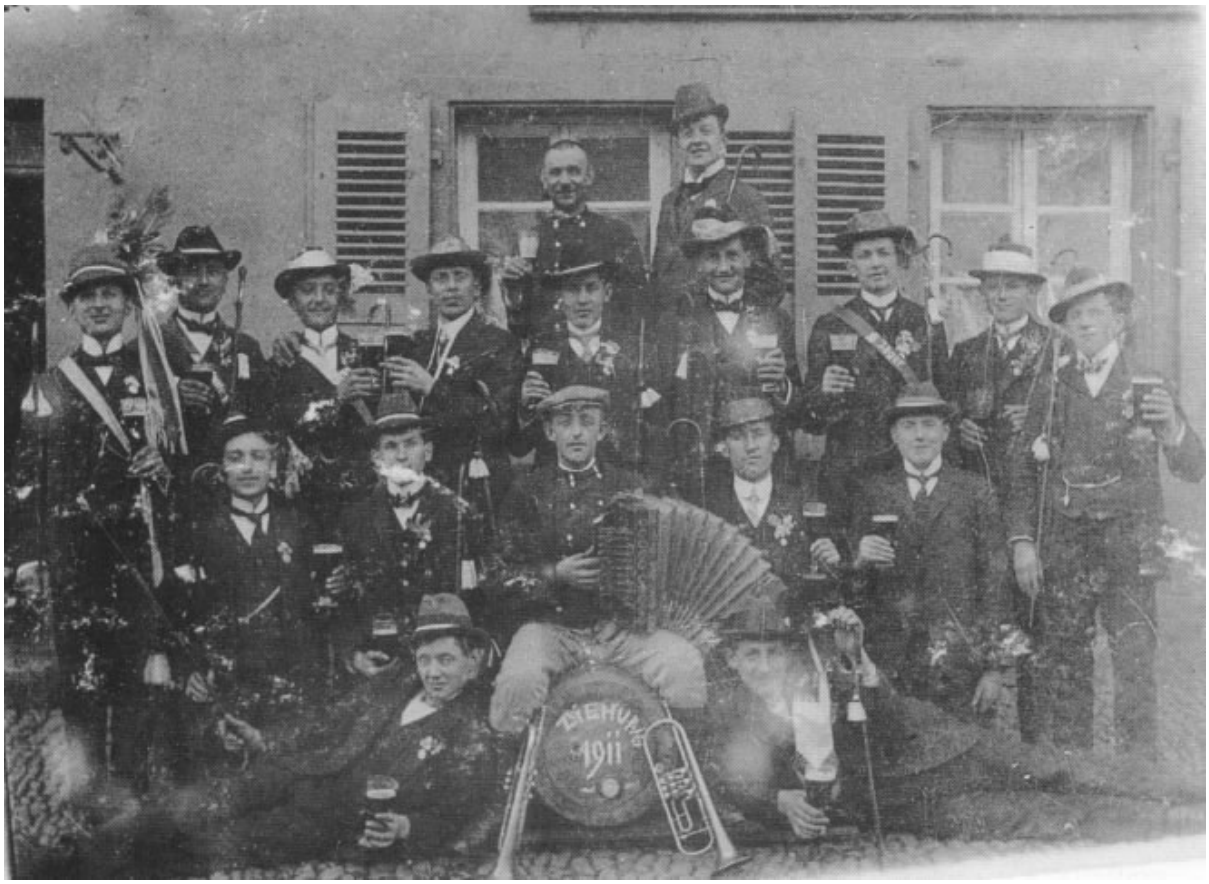
Als Lebacher Besonderheit fand beim Feuerwehrfest früher auch das *Schubkarrenrennen* statt. Da damals das Feuerwehrfest auf dem alten Schulhof am Schwalbenweg gefeiert wurde, war hier auch Start und Ziel. Die Strecke führte hinunter zur Tholeyer Strasse, dann über die Kreuzung Tholeyer- und Trierer Strasse, den *Klopp* hinauf bis zum Ziel auf dem Schulhof. Die Rennstrecke war dicht gesäumt mit Zuschauer, die den *Schubkarrenfahrer* anfeuerten. Auf dem *Schubkarren* saß ein erwachsener Fahrgast, der die Fahrt erschwerte und den *Schubkarrenfahrer* zum Schwitzen brachte. Der Sieger wurde anhand der kürzesten Fahrzeit ermittelt.

Viele dieser alten Bräuche haben sich leider nicht mehr bis in unsere Tage erhalten.

Nur noch unsere älteren Mitbürger können sich noch an diese „schöne alte Zeit“ erinnern.

Egon Gross

September



Lebacher Ziehungsbuben im Jahr 1911

Archiv: Egon Gross

Schulfeiern: Die Sedansfeier von 1876

In der „Chronik der Elementarschulen zu Lebach“ finden wir einen Bericht über die Sedansfeier vom 2.9.1876. Die Erinnerung an die Schlacht von Sedan, die während des Deutsch - Französischen Krieges am 2.9.1870 stattgefunden hatte, sollte durch Dekret der preußischen Regierung vom 10.8.1872 in den Schulen wach gehalten werden.

In Lebach begann dieses Fest am Abend des Vortages mit einer Vorfeier. Es wurde durch *„Böllerschüsse und Glockengeläute in drei Pulsen eröffnet. Hierauf begann bei eintretender Dunkelheit durch den Musikverein von Lebach ein großer Zapfenstreich bis in die Nacht hinein. Am eigentlichen Festtage verkündeten abermals in aller Frühe Böllerschüsse und Glockengeläute den historischen Tag. Hierauf und zwar gegen 8 Uhr wurden die sämtlichen Schulkinder zur Kirche geführt unter Anleitung der Lehrer und Lehrerinnen. Nach beendigtem Gottesdienste kehrte die Jugend in die betreffenden Lokale retour, denn alle in einem einzigen Saal aufnehmen war aus Mangel an Raum unmöglich, darum mußte jeder diejenige Klaße besuchen, der er zugehörte".*

Mit „Pulsen" waren „Intervalle" gemeint, „Lokale" bedeutete „Schullokale". Die erwähnte „Raumenge" drückt das zunehmende Wachstum der Bevölkerung aus. Nach dem Bericht von Rektor Josef Leonardy aus dem Jahre 1937 wurden im Jahre 1871 273 Schüler in drei Klassen unterrichtet und zwar in dem Schulgebäude, das 1820 in der Tholeyer Straße erbaut worden war. Aufgrund der enormen Klassenstärke von 91 Schülern wurde 1873 eine weitere Klasse eingerichtet. Andere Festteilnehmer waren bei der Feier nicht anwesend. Die religiöse Prägung der Bevölkerung zeigt sich durch die Teilnahme der Schüler und Lehrer am Gottesdienst an einem doch profanen Festtag.

Die Lehrer hatten sich am Morgen des Sedansfestes nach dem Gottesdienst darüber verständigt, wie sie den Festtag begehen wollten. So sah der Festablauf vor, dass nach Erklärungen der Lehrer zur Schlacht von Sedan „ *ein Hoch auf den heldenmäßigen Kaiser und ein vaterländisches Lied"* folgen sollten. Nach *„Deklamationen der Schüler"* wurde *„ein Hoch auf die siegreiche Armee"* ausgerufen, *„weitere vaterländische Gesänge"* schlossen sich an.

Schließlich *„…trennten sich, sichtlich gehoben, Lehrer und Schüler.* In der Schulchronik werden die Ausführungen eines Lehrers wiedergegeben: *„In der oberen Knabenschule ergriff zunächst der Lehrer das Wort und verbreitete sich über die schändlichen vom Zaune gebrochenen Ursachen des furchtbaren Krieges, entwickelte die glücklichen Fortschritte unserer Truppen; bemerkte, daß die tapferen Truppen insgesamt in 17 Hauptschlachten und 156 Gefechten blieben, erörterte, daß nachdem Frankreichs Kriegsmacht lahm gelegt und durch die furchtbare Niederlage bei Sedan total gebrochen, die verbündeten deutschen Truppen endlich die Hauptstadt Paris einschloßen und dieselbe durch Hungersnot zur Übergabe gezwungen, und fügte schließlich noch bei, daß Frankreich die enorme Summe von fünf Milliarden Franken an Deutschland als Kriegssteuer entrichten mußte und obendrein den Verlust von zwei kostbaren Provinzen nämlich Elsaß und Lothringen mit 1 Million 600000 Einwohnern zu beklagen hatte, da sehnte sich die ganze Welt nach Frieden, der nun endlich auch zu Wort kam".*

Nicht etwa die Kaiserproklamation von Versailles (18.1.1871), das Kriegsende (28.1.1871) oder der Friedensschluss von Frankfurt am Main (10.5.1871) wurden als Nationalfeiertag ausgewählt, sondern die Kriegs entscheidende Schlacht bei Sedan. Dies weist auf die militaristische Gesinnung hin, die durch Kaiser und Reichsregierung gefördert wurde. Der Sieg bei Sedan hat durch die Gefangennahme Kaiser Napoleons III. (1852 - 1870) das Schicksal Frankreichs besiegelt. Bei der

Schuldzuweisung am Ausbruch des Krieges wird der Begriff „schändlich“ sicher auf Frankreich bezogen. Durch die Betonung der Tapferkeit und Siege der deutschen Truppen ist eine negative Einstellung gegenüber Frankreich zu erkennen. Die Bezeichnung „Erbfeind“ wie bei der Schulfeier von 1887 kommt nicht vor. Der Krieg wird als „furchtbar“ bezeichnet und die Sehnsucht nach Frieden betont. Fünf Jahre nach der Schlacht bei Sedan und während des Kulturkampfes ist - nach den Worten des Lehrers zu urteilen - eine euphorische Haltung gegenüber Kaiser und Herrscherhaus bzw. eine feindliche gegenüber Frankreich noch nicht so ausgeprägt wie später.

Hildegard Bayer

Oktober

Hausmittelchen, Obstkeltern bei Matthias Boullay um1920 am "Neuen Weg" (Saarbrücker Straße)

Archiv: Egon Gross

Hausmittelchen

(Tradition hin oder her – heute nicht mehr zu empfehlen)

Siebenbaum ist eine Art Lebensbaum, der zur Hitlerzeit verboten war. Man sagte, der Sud der aufgekochten Zweige wäre benutzt worden, um Fehlgeburten zu erreichen. Man konnte auch die Zweige mit Schmalz aufkochen, um bei Verstauchungen diese Stellen einzureiben.

Johanniskraut mit Öl angesetzt wurde verwendet, um Verbrennungen und schlecht heilende Wunden zu behandeln.

Ringelblumen und Arnika mit Schmalz aufgekocht oder mit Öl angesetzt sind gut bei offenen Wunden, ebenso bei Gelenkentzündungen und rissigen Händen.

Eutersalbe (Melkfett) ist für Menschen und Tiere zu gebrauchen bei schlecht heilenden Wunden.

Streppwurzel ist ein Kraut, das nicht ins Hochdeutsche zu übersetzen ist. Es wurde als steifer Brei benutzt, wenn Kühe oder Ziegen von Durchfall geplagt waren. Es hat immer geholfen.

Heringe wurden an kranke Schweine verfüttert, damit sie wieder auf die Beine kamen.

Nuss-Schnaps, mit unreifen, grünen Nüssen und Schnaps angesetzt, gab man Pferden mit Kolikbeschweren. Man bereitete einen Sud, der dem Pferd eingeschüttet wurde, damit die Koliken aufhörten.

Lehmwickel wendete man an, wenn ein Schwein sich das Bein verstaucht hatte. Dabei wurde das Bein mit warmem Lehm umwickelt.

Tabakblätter (Gewwel) benutzte man, wenn eine Ziege krank war und kein Futter mehr wollte. Zum Gesundwerden hat es meistens geholfen.

Wiedikum ist ein ganz kleinblätteriges Kräutchen, das zwischen den Steinen an der alten Friedhofsmauer wuchs. Wenn Kühe oder Ziegen nicht wiederkäuen konnten, hat man ihnen eine Handvoll von diesen Kräutchen zum Fressen gegeben.

Holzapfelessig brauchte man, wenn die Schweine früher an der Rotlaufkrankheit litten. Zum Senken des Fiebers wurden sie mit Essig eingerieben und ein aufgeschnittener Mehlsack aufgelegt.

Getrocknete Bohnenschalen oder Schmalzbrote hat man den Ziegen nach einer Geburt zu fressen gegeben, wenn die Nachgeburt nicht abging.

Erwärmtes Öl kann man bei kleinen Kindern anwenden, wenn bei Husten die Atemwege und die Bronchien angegriffen sind. Mit diesem Öl wird die Brust gut eingerieben und mit einem warmen Tuch abgedeckt.

Lisbeth Kuhn - Reichert

November

Grabstein von Josef Hanau, gestorben 1929 mit folgender Inschrift:

Hier ruht der sehr ehrwürdige Josef, Sohn des Lebens, Hanau

Er ging auf festgefügten Pfaden. Er übte Treu und Glauben.

Möge er eingeschrieben sein in das Buch des Lebens.

Foto: Thomas Rückher

Jüdische Religiosität

Von den 2427 Einwohnern, die Lebach 1923 hatte, waren 2312 katholisch, 91 evangelisch, 12 jüdische Gläubige gehörten zu den Familien Hanau, Oppenheimer und Stern.

Familie Hanau galt als religiös orthodox, sie lebte ihren Glauben streng nach den Regeln der jüdischen Überlieferung. Josef Hanau (1859-1929), soll ein überaus frommer Mann gewesen sein. Er war Vorbeter in der Hüttersdorfer Synagoge für die dort stattfindenden jüdischen Gottesdienste. Wenn zum Sabbatbeginn, also am Freitagabend, im Familienkreis im Haus, es lag auf dem heutigen Parkplatz an der Pfarrkirche, hebräisch gebetet wurde, dann geschah dies in einem kleinen Nebenzimmer, dessen Läden verschlossen wurden. Offensichtlich sollte von diesen Riten so wenig wie möglich nach außen dringen. Wenn z.B. katholische Kinder aus der Nachbarschaft nach Sabbatbeginn für Familie Hanau nochmals Feuer oder ein Licht anmachten, was für gläubige Juden als "Arbeit" rituell verboten ist, bekamen sie als Dank ein Stück Matzenbrot geschenkt. Josef Hanau ließ seinen Haushalt koscher führen, d.h. rituell rein. Hierbei legte er offensichtlich einen ziemlich strengen Maßstab an, und so verlieh er z.B. Küchengeräte nur äußerst ungern. Denn ein Küchengerät, das durch einen nicht rituell konsequent reinen Haushalt "unrein" wird, etwa weil in ihm Milch- und Fleisch gleichermaßen zubereitet werden, verunreinigt im Falle der Weiter- oder Rückgabe wieder. Für einen streng nach den Reinheitsvorschriften lebenden Juden kommt dieser rituellen Reinheit größte Bedeutung zu. Auch Familie Stern hielt die Speisevorschriften ein, inklusive der Unterscheidung zwischen Milch- und Fleischgerichten, so dass unter Umständen auf einem Tisch zwei verschiedene Gedecke für die jeweiligen Speisen vorhanden waren. Für die traditionellen Speisen wurden zu Suppen nur selbstverfertigte Matzenklöße, Reis und Grünkern verwendet. Das gewöhnliche, gesäuerte Brot für die katholischen Hausangestellten wurde zu Pessach, dem Fest der Erinnerung an die Rettung aus der Sklaverei in Ägypten, im Besucherzimmer eingeschlossen, das Zimmer selbst von der Familie erst nach einem religiösen Reinigungsritus wieder betreten.

Ein weiteres Beispiel soll diese Bindung an die religiöse Tradition bzw. die Identifizierung mit dem jüdischen Glauben verdeutlichen. Am späten Freitagnachmittag hatte Josef Hanau in Jabach im Haus Knobe den Kauf einer Kuh abgesprochen, aber noch nicht getätigt. Wegen des Sabbatbeginns in etwa einer Stunde, wollte und konnte er den Kauf und das Wegführen des Tieres nicht ausführen. Mit dem Hinweis an den katholischen Bauern, dass der folgende Sonntag "euer Feiertag" sei, wurde die Durchführung des Kaufes für den folgenden Montag vereinbart. So wurde in gegenseitigem Einvernehmen erreicht, dass verschiedene Religionen nicht zum unüberwindlichen Hindernis im Alltag wurden.

Dazu wird eine Anekdote überliefert, die auch das Selbstverständnis der Hanaus als Lebacher zum Ausdruck kommen lässt. In der Zeit nach dem I. Weltkrieg besuchte der Trierer Bischof Lebach, wobei die Gemeinde, um ihren Gast ehren- und würdevoll begrüßen zu können, die Häuser vor allem in unmittelbarem Umkreis der Kirche beflaggte und schmückte. Josef Hanau versah sein Haus ebenfalls mit einem Transparent, auf dem folgender Text zu lesen stand:

"Und bin ich auch ein Israelit,

so fei´r ich doch den Bischof mit!"

Im Zusammenhang mit der Familie Stern wird immer wieder von einem höchst eigenartigen religiösen Brauchtum erzählt, das sich auch im Kreis Saarburg nachweisen lässt, für das es aber weder in der Lebacher Überlieferung noch in der wissenschaftlichen Literatur eine Erklärung gibt. Als Julius Stern 1920 an den Folgen eines im Krieg zugezogenen Leidens starb und der Sarg zur Beerdigung nach Diefflen gebracht werden sollte, folgte Frau Emma Stern ihm nur bis zur Theel, also bis zum ersten fließenden Gewässer, vor dem sie dann nach Hause umkehrte. Als Frau durfte sie den Sarg nur wenige Schritte von ihrem Wohnhaus weg begleiten, was für sie natürlich als sehr schmerzhafte Einschränkung empfunden wurde.

Thomas Rückher

Dezember

Drei Bergleute aus dem Theeltal

Sie tragen ihre Bergmannsschirmmützen mit dem "Schlägel- und Eisenemblem" an ihrer Schirmmütze.

(Aufnahme aus dem Jahr 1898)

Archiv: Egon Gross

Bergmannsbräuche

In den Lebacher Kirchenbüchern erscheint die Berufsbezeichnung: Bergmann (carbonum bituminosorum foshor) erstmals 1856:

*Am 3.August 1856 überbrachten der Bergmann Michael Wagner und der Lehrer Johann Brück von Landsweiler fünfzig Berliner Thaler zur Stiftung eines Amtes mit Segen und Orgelbegleitung abzuhalten am Kirchweihmontag für die katholischen Bergmänner daselbst und aus der Pfarrei (*damals noch Lebach) *mit Aussetzung des hochwürdigsten Sakramentes.*

Es ist bekannt, dass der Bergmann schon immer gottesfürchtig, religiös und auch standesbewusst war. Am Kirchweihtag und an Fronleichnam hat der Bergmann das Privileg in seiner Bergmannsuniform mit Schachthut und Federbusch mit vier Kameraden den Baldachin zu tragen, unter dem der Priester mit dem Allerheiligsten geht, gefolgt von einer Abordnung von drei uniformierten Bergleuten mit der örtlichen Bergmannsfahne. Ebenso wird während des Trauergottesdienstes und der Beerdigung eines verstorbenen Bergmannes von einer Abordnung in Bergmannsuniform mit Schachthut und Federbusch die Bergmannsfahne mitgeführt. Neben dem Fahnenträger gehen zwei ebenfalls uniformierte Bergmänner mit je einer brennenden Grubenlampe.

Vor Schichtbeginn versammeln sich die Bergleute einer Schicht im Zechensaal zur Einfahrt in die Grube. Der diensthabende Steiger verliest die Namen der *einfahrenden* Bergleute. Danach wird die Schachtglocke geläutet und alle Anwesenden nehmen ihren "Helm ab zum Gebet" und verharren kurze Zeit mit einem stillen Gebet. Danach beginnt die Seilfahrt in die Grube (*unter Tag).*

Der Bergmann bekommt neben seinem Lohn in jedem Jahr eine bestimmte Menge an Kohlen, die sogenannten *Deputatkohlen* für seine Wohnraumbeheizung. Bis um 1930 bekam auch der örtliche Schullehrer die *Deputatkohlen*. Seine ihm zustehende Menge richtete sich nach der Anzahl der Bergmannskinder, die an seinem Unterricht teilnahmen.

Früher war es üblich, dass der Bergmann an Sonn- und Feiertagen und zu besonderen Anlässen seine Bergmütze getragen hat, eine Schirmmütze mit *Schlägel und Eisen* Emblem: *.* Wer es sich leisten konnte, trug dazu auch eine besondere Bergmannsjacke. Mit diesen äußerlichen Insignien demonstrierte der Bergmann sein Standesbewusstsein.

Der höchste Feiertag des Bergmannes ist der St. Barbaratag am 4. Dezember. Er beginnt mit dem Kirchgang, der angeführt wird von einer Abordnung in Bergmannsuniform mit Schachthut und Federbusch und der traditionellen Bergmannsfahne. Anschließend wird ein Bergfest auf dem Zechengelände gefeiert mit Ansprachen und Jubilarehrungen. Bis um 1910 war es eine alte Tradition, dass hierbei der Bergmann von seinen Vorgesetzten und den Bergbeamten bedient wurde. Zu diesem Fest wurde aus speziell angefertigten Biergläsern mit Bergmannssymbolen getrunken, die jeder Bergmann mit nach Hause nehmen durfte. (Heute begehrte Sammlerobjekte).

Die letzte Schicht eines Jahres war die *Mettenschicht*. Der Arbeitsstollen *vor Ort* wurde weihnachtlich geschmückt und man feierte im Stollen mit Schmalzbrot und Glühwein, was sich jeder mitbrachte. Dieser Brauch wurde von der Bergbehörde geduldet, war aber offiziell nicht erlaubt. Der Steiger führte bei dieser letzten Schicht im Jahr keine Kontrolle durch. Dieser Brauch erhielt sich bis zum Ende des I. Weltkrieges. Aus Traditionsgründen wird er noch heute jedes Jahr an einem alten Grubenstollenmundloch weiterhin gepflegt.

Im Bergbau bedient man sich bei verschiedenen Tätigkeiten und Begriffen einer eigenen Bergmannssprache. Wer sich auf der Grube um eine Beschäftigung bewirbt, wird nicht eingestellt sondern *angelegt.* Zu Beginn einer Beschäftigung auf der Grube *fährt* der Bergmann *an.* Falls er aus dem Arbeitsverhältnis ausscheidet, wird er *abgelegt. Berge* nennt man bei der Kohlenförderung alles Gestein außer Kohle. Die *Berge* werden auf der Bergehalde deponiert. Die Arbeit im Akkord bezeichnet man als *Gedinge.* Das Endstück eines hölzernen Grubenstempels heißt *Mutterklötzchen*, weil man es mit nach Hause nehmen durfte. Die Bekleidung, die der Bergmann nur zum Weg von und nach der Grube trägt, nennt er *Hin- und Herkleider.* Derjenige Bergmann, der vor dem Eisenbahnbau einen weiten Fußmarsch zur Grube hatte wurde als *Hartfüßler* tituliert. Die *Bergmannskuh* ist eine Ziege, mit deren Milch die Familie des Bergmannes versorgt wurde.

Der Lebacher Bergmannsverein wurde im Jahr 1873 gegründet. Im Jahr 1973 konnte der Verein sein 100 jähriges Bestehen im Pfarrsaal festlich begehen. In ein paar Jahren wird er wohl seinem Ende entgegen sehen müssen.

Egon Gross